◇ Institut für Seelsorgeausbildung (ISA) ◇ Pforzheimer Straße 186 ◇ 76275 Ettlingen
◇ Fon 07243-350 72 97 ◇ E-Mail: info@isa-institut.de ◇ www.isa-institut.de

Es ist uns alles schon gegeben
Predigt H.A. Willberg Spielberg 15.07.2018
Phil. 2,1-4 - 7. Sonntag nach Trinitatis

Ich übersetze den ersten Vers noch etwas wörtlicher: „Ist nun bei euch Ermutigung in Christus, Trost der Liebe, Gemeinschaft des Geistes, Mitgefühl und Barmherzigkeit". „Ist nun das alles bei euch", beginnt Paulus, und meint damit nicht, dass er bezweifelt, *dass* dies alles bei ihnen ist. Nein, er geht davon aus: Das alles ist euch bereits gegeben. Darum nehmt es nun auch bitte in Anspruch.

Am Ende des Briefs bringt er dasselbe noch emotionaler zum Ausdruck: „Freut euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freut euch! Eure Güte lasst kundsein allen Menschen! Der Herr ist nahe! Sorgt euch um nichts!" (Phil 4,4-6) Warum dürfen wir uns freuen? Weil uns das alles bereits gegeben ist. Wir müssen es nur in Anspruch nehmen.

So zu denken ist typisch für Paulus. Zu Beginn des zwölften Kapitels im Römerbrief schreibt er sinngemäß: Weil euch die Barmherzigkeit Gottes in der Weise, wie ich sie euch in den ersten elf Kapiteln vorgestellt habe, gegeben ist, ermutige ich euch nun zur ungeteilten Hingabe eures Lebens, so wie es Gott gefällt. Lasst euch nicht vom hoffnungslosen Trott in aller Welt bestimmen, „sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und das Vollkommene" (Rö 12,1f). Das heißt: Schaut *zurück*, was Gott euch geschenkt hat. Schaut *an,* was er euch *jetzt* schenkt, und blickt dementsprechend in die Zukunft: Sorgt euch um nichts, sondern freut euch unter allen Umständen, weil euch das, was er euch schenkt, auch in Zukunft zur Verfügung stehen wird.

Das „Gute und Wohlgefällige und das Vollkommene" zu prüfen meint nicht, dass wir uns überlegen sollen, wie es aussehen kann, um es danach zu konstruieren, weil es noch nicht verwirklicht ist. So predigt der Moralismus: Denkt angestrengt darüber nach, was das Gute ist, bildet euch ein klares Modell davon, und dann arbeitet mit aller Kraft daran, wenigstens ein bisschen davon umzusetzen. Der Moralismus fordert immer, sich große Mühe zu geben, etwas zu erreichen, was durchaus noch *nicht* gegeben ist. Paulus versteht das Prüfen und Verwirklichen des Guten aber so, wie es in unserer Abendmahlsliturgie verankert ist: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!" Das Abendmahl symbolisiert deutlich wie kein anderes Element der christlichen Liturgie, dass uns alles, wovon der der christliche Glaube spricht, bereits gegeben ist - in ihm, der für uns gegeben ist. „Prüfen" als „Schmecken und sehen" gleicht dem dankbaren und erwartungsvollen Ausprobieren der Köstlichkeiten eines reich gedeckten Tischs, so wie es Psalm 23 beschreibt: „Du bereitest vor mir einen Tisch. Du schenkst mir voll ein." Wir dürfen schmecken und sehen, was nicht nur Gott wohl gefällt, sondern was auch uns selbst wohl gefällt, weil Gott es *für uns* aus reiner Liebe und Barmherzigkeit gegeben hat: „Der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspüret?"

Die Bedeutung des biblischen Begriffs „Glaube" kreist um zwei Pole: Der eine Pol ist Glaube als Verpflichtung. Zu diesem Aspekt gehört ein ganz ähnliches Wort wie „Glaube": Geloben. Wer etwas gelobt, zeigt damit seine Entschlossenheit zur *Treue*. Das soll heißen: „Du kannst mir *vertrauen* - ich stehe zu meinem Wort." Der andere Pol ist Glaube als *Erwartung*: Ich halte etwas für vertrauens*würdig* und darum lasse ich mich darauf ein und gehe davon aus, dass es hält, was es verspricht - das erwarte ich. In unserer Beziehung zu Gott ist das Verhältnis der Pole zueinander einseitig. Das ist in unserem und Gottes Wesen begründet. Gott ist seinem Wesen nach verlässlich und immer in der Lage, das, was er zugesagt hat, auch zu erfüllen. Wir hingegen sind zerbrechliche Geschöpfe, deren Lebensgeschichte nicht vor manchen Brüchen und Rissen bewahrt bleibt. Trotz unseres guten Willens scheitern wir oft mit den Vorsätzen und Versprechen. Wenn unser Glaube von wenig Erwartung an Gott und viel eigener Entschlossenheit bestimmt ist, wird er mühsam und freudlos. Für Gottes Verhältnis zu uns gilt entsprechend: Wenn Gott unserer Treue die Priorität geben würde, wären wir überfordert. Wir sind ganz angewiesen darauf, dass *er uns* die Treue hält und wir dem Mangel der eigenen Verlässlichkeit zum Trotz immer neu alle Erwartung auf ihn setzen dürfen.

Der Glaube als Erwartung kann sehr große Kräfte freisetzen. In der Medizin untersucht man das unter dem Thema „Placeboeffekt". Die Wirkung von Arzneimitteln und therapeutischen Behandlungen hängt zu einem großen Teil davon ab, dass die Betroffenen davon Heilung *erwarten*. Das war und ist auch bei denen so, die darauf hoffen, von Gott geheilt zu werden. Darum sagt Jesus in den Evangelien immer wieder zu Menschen, die er heilte: „Dein Glaube hat dir geholfen." Das meint: Entscheidend war deine Erwartung, dass Gott dir helfen wird.

Glaube als Erwartung nimmt das in Anspruch, was bereits gegeben ist. Glaube als Verpflichtung fordert etwas, das noch nicht gegeben ist: Ich muss mich erst noch bewähren. Es muss sich erst noch zeigen, ob ich vertrauenswürdig bin. Unser Glaube reift, wenn er von der Verpflichtung zur Erwartung übergeht. Die Verpflichtung ist das Gesetz: „Du sollst!" Wo das Gesetz regiert, wird das Glaubensleben moralistisch. Wenn sich der Schwerpunkt auf die vertrauensvolle Erwartung verlagert, wird aus dem Sollen die Ermutigung: „Gebrauche dankbar, was dir schon gegeben ist!" Jesus hat mit dem Gleichnis von den anvertrauten Talenten gezeigt, wie wir das verstehen dürfen: Wenn du Gutes von ihm erwartest, dann kannst du auch davon ausgehen, dass er Freude daran hat, wenn du das Beste aus deinen Gaben machst.

In meiner Beratungspraxis konfrontiere ich die Klienten manchmal mit ihrer Ausdrucksweise, wenn sie auffallend viel im Konjunktiv sprechen: „Ich könnte, ich sollte, ich würde..." Meist sind das ziemlich selbskritische Aussagen. Was hilft es meiner Klientin, wenn sie sagt: „Ich sollte mehr Selbstvertrauen haben?" Sie ist im Konflikt mit sich selbst und macht sich Druck. Dadurch dreht sie sich im Kreis und kommt nicht voran. Dieses „Du solltest eigentlich!" hat ja bereits viel zur Entstehung des Problems beigetragen, weswegen sie in die Beratung kommt, weil es ihr Stress macht, ohne ihr zu helfen. Ich antworte: „Sie sprechen im Konjunktiv von Ihrem Selbstvertrauen. Ich höre aber eine Stimme, die zu mir sagt: Es ist *wirklich gut*, wenn ich mir selbst vertraue!" „Welche Stimme hören Sie?" „Ihre eigene! Sonst wäre das doch gar kein Konflikt für sie. Diese Stimme: das sind Sie selbst im Unterschied zu ihrem Problem. Ihr Problem ist diese *fremde*, unfreundliche Stimme in Ihnen, die Sie abwertet: Du *solltest* ja eigentlich. Aber du und Selbstvertrauen? Phh... Aber ihre eigene Stimme, mit der sie jetzt gerade zu mir sprechen, wehrt sich dagegen. Sie brauchen nur den Mut und die Entschlossenheit, aus dem Konjunktiv in den Indikativ zu wechseln. Wie hört sich das an? Nicht mehr: Ich *sollte* mir selbst vertrauen, sondern: Ich *kann* mir selbst vertrauen! Natürlich lehnt sich die hässliche fremde Stimme in Ihnen dagegen auf. Aber ist sie es denn wert, dass sie ihr Glauben schenken?"

Das klingt gut, aber es fordert auch heraus. Wer vom Konjunktiv in den Indikativ wechselt, der verlässt die scheinbar sichere Position der Bequemlichkeit. Es gibt nichts Gutes, außer: man tut es! Die *bequeme* Stimme in uns ist die *entmutigende* Stimme: Du kannst doch gar nicht! Das ist zu viel für dich! Das strengt doch viel zu sehr an! Sie gibt vor, uns zu schützen, aber sie verführt uns dazu, am Leben vorbeizuleben.

Paulus sagt: Lasst euch nicht irre machen, auch nicht von euren schweren Enttäuschungen. Glaubt an das, was euch bereits gegeben ist, und lebt es, statt nur davon zu reden, was ihr *eigentlich* solltet.

„Ermutigung in Christus, Trost der Liebe, Gemeinschaft des Geistes, Mitgefühl und Barmherzigkeit": das ist uns alles schon gegeben! Es steht uns zur Verfügung, hier und heute. Darauf können wir jederzeit zurückkommen, so wie jemand, der Durst hat und für den eine Quelle sprudelt. Paulus nennt auch einige Stichworte, die zeigen, wie es aussieht, wenn wir das leben: Wir sind „*eines* Sinnes", wir haben „gleiche Liebe", wir sind „einmütig und einträchtig". Kurz gesagt bedeutet das: Wir gehen so miteinander um, dass wir in unserem Reden und Diskutieren immer neu das Übereinstimmende suchen. Man nennt das heute *Verständigung*. Verständigung entsteht, wenn man sich verständlich macht und aktiv bemüht ist, den andern zu verstehen. Das ist uns *aufgegeben*, weil es uns schon *gegeben* ist. Schlicht gesagt: Das ist normal. Und weiter: „Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen willen, sondern in Demut achte einer den anderen höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient." Dafür haben wir auch schöne und gute Worte in unserem Sprachgebrauch: „Achtung, Wertschätzung, Respekt."

„So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen", erinnert uns der Wochenspruch. Das ist uns allen gegeben und aufgegeben ist

es uns nur, *weil* es uns bereits gegeben ist. Dass es keine Höheren und Niedrigeren, keine Besseren und Schlechteren unter ihr gibt, ist die Normalität der christlichen Gemeinde. Dementsprechend miteinander umzugehen dürfen wir von uns erwarten. Daran müssen wir erinnert werden, weil die fremden Stimmen der Entmutigung uns etwas anderes weis machen wollen. Das Erinnern ist kein Appell, gefälligst der Pflicht zu genügen: Tu mehr, mach es besser, beweise dich, bewähre dich! Es ist ein freundliches, aufmunterndes Erinnern wie am gedeckten Tisch: „Komm, greif doch zu!"

„Schmeckt und seht, wie freundlich der Gott ist, in dessen Gemeinschaft ihr berufen seid." So macht es Freude, Christ zu sein.

Amen